Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 553. **Freitag** den 29. October 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. October.

In **Berlin** geht das nervenkitzelnde Lauschen auf „Entscheidungen" vergnüglich weiter, und wahrscheinlich hat man sich dort gestern Abend die Zeit wieder recht gut mit Vermuthungen und Andeutungen darüber vertrieben, daß Herrn v. Bülow's Ernennung zum Staatssecretair des Auswärtigen Amtes im „Reichsanzeiger" stand, während sein Vorgänger Frhr. v. Marschall, obwohl ihn die „Kreuzztg." bereits als „Botschafter in Konstantinopel" aus der Reichshauptstadt abgereist sein läßt, noch immer „anderweiter dienstlicher Verwendung" harrt. In Berlin — es liegt in der Feststellung kein Vorwurf, die Nähe des Standpunctes verengert naturgemäß das Gesichtsfeld — sieht man eben auf die Details. Das Land, die durch Einzelheiten weniger beirrten, zurückgestoßenen und besorgten Patrioten gehen aufs Ganze. Sie lassen die Consequenzen des Berliner Regiments sich entwickeln. Aus Verzweiflung vielleicht die Einen, die Mehrzahl, um Ereignisse reden zu lassen, wo Beschwörungen ungehört verhallt sind. Von den **badischen** nationalgesinnten Wählern, die es am Mittwoch haben geschehen lassen, daß eine ultramontan-socialdemokratisch-demokratische, eine reichsfeindliche Mehrheit in die Vertretung des durch seine Reichstreue ausgezeichneten badischen Landes einzieht, sind wir überzeugt, daß sie nicht aus Resignation, sondern in der Absicht, aufzurütteln, gehandelt haben. Es wird ja vielerlei „Locales" zur Erklärung der gar nicht zu leugnenden ernsten Niederlage der badischen Nationalliberalen beigebracht werden. Man wird auch daran erinnern, daß diese Partei schon mehrmals seit dem Jahre 1891 ihre bis dahin seit dreißig Jahren behauptete Mehrheit in der Kammer eingebüßt habe. Aber es ist nicht zu verkennen, daß diesmal die Ursachen des Mißerfolges nicht im Lande zu suchen sind. In Baden hat sich nichts zugetragen, was die Bevölkerung erregen oder verstimmen konnte, Volkswirthschaft und Staatsfinanzen sind blühender als zur Zeit der vorausgegangenen Wahlen. Der Ausfall hat dem extremen Agrarerthume, das denn auch keinen Gewinn zu verzeichnen hat, die Segel nicht geblähet, und was in Baden die Hauptsache ist: Unzufriedenheit mit den kirchenpolitischen Verhältnissen spricht sich in den Wahlergebnissen nicht aus, da wiederum überwiegend, ja fast ausschließlich katholische Wahlkreise nationalliberal gewählt haben, während die atheistische Socialdemokratie, Dank ultramontaner Unterstützung, und die für Trennung der Kirche vom Staate schwärmenden Demokraten, Dank der gleichen Hilfe, Erfolge davontragen. Der Unwille über die Reichspolitik, der sich durch Schmälerung einer reichstreuen Partei zum Ausdruck verhelfen wollte, hat diese Wahlen gemacht. Aehnliches hat man kürzlich bei der Reichstagsersatzwahl in Wiesbaden erlebt, wo die Wahlenthaltung nationalliberaler und gemäßigt-conservativer Wähler eine ungeheuere war. Ob in Baden außer Wahlenthaltung auch ein Uebergang ins gegnerische Lager stattgefunden hat, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen; in Karlsruhe, das zwei Socialdemokraten und einen Demokraten wählte, wird jedenfalls das Fernbleiben von der Urne den Ausschlag gegeben haben. Doch ist der Unterschied nicht erheblich, da in dem einen wie in dem andern Falle dem Verhalten der positiv gerichteten und oppositionell Wählenden die Absicht zu Grunde gelegen hat, keinen Zweifel über die herrschende Mißstimmung aufkommen zu lassen.

Die „Kreuzztg.", als ein von den abnormen deutschen Zuständen in Berlin profitirendes Junkerblatt, hat neulich höhnisch bemerkt, die Klagen der Presse über die Berliner Regierungsverhältnisse würden nicht substantiirt. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber der Grund ist, daß das Strafgesetz der Benennung der Dinge bei ihrem richtigen Namen im Wege steht und Preßprocesse, wie sie die Substantiirung nach sich ziehen müßte, von keinem Verständigen als Heilmittel angesehen werden können. Die Wähler brauchen nicht zu „substantiiren", das verstehen die stets bewährten badischen Wählergruppen, die ein Warnungszeichen aufpflanzen zu sollen glaubten, sehr wohl. Daß die Unzufriedenheit mit der reichsschädigenden Regierungspolitik den geborenen Reichsschädlingen zu Statten kommt, ist tief zu beklagen, aber unvermeidlich gewesen. Darüber, daß Reichstreue Badens einen Triumph des Pfarrers Wacker zugelassen haben, kann sich am wenigstens die Berliner Politik beklagen, die die Verhätschelung des Ultramontanismus systematisch betreibt. Es wird sich verschmerzen lassen, daß Baden für zwei Jahre sich mit einer Kammermehrheit, die der des bayerischen Abgeordnetenhauses politisch und national ähnelt, behelfen muß. Sehr schlimm aber wäre es, wenn man in Berlin die Lection nicht verstände, die in einem reichspolitisch vorbildlichen Lande soeben ertheilt worden ist. Die Militairstrafprocessordnung, das Vereinsgesetz, die Unberechenbarkeiten des Systemes haben diese Wahlen gemacht. Sie sind ein Mene tekel für die Regierung und für die nationalliberale Reichstagsfraction, die ihre Stimme gegen das verhängnißvolle Berliner Wesen hätte erheben können, was den Parteigenossen in der badischen Kammer nicht angestanden hätte, und für deren Unterlassungssünde die Freunde im Südwesten nun büßen müssen.

Daß der **„Darmstädter Zwischenfall"** auf directem Wege durch eine Verständigung mit dem badischen Hofe beglichen worden sei, wird jetzt auch der „Köln. Ztg." aus Darmstadt versichert. Eine Aufklärung in dem officiellen Organe, der „Darmstädter Zeitung", so wird hinzugefügt, habe man schließlich für überflüssig gehalten. Und dann heißt es weiter:

„Hoffentlich ist auf keiner Seite auch nur die geringste Mißstimmung zurückgeblieben. Als der Großherzog Ernst Ludwig seinerzeit dem Großherzog von Baden einen Besuch abstattete, bat er ihn in der herzlichsten Weise, ihm ein Freund und Berather in schwierigen Fällen zu sein. Diese Thatsache erhöht das Gewicht der Auffassung, daß der hiesige Hof in freundschaftlichster Beziehung zu dem badischen Hofe steht, ebenso bestehen die allerherzlichsten Beziehungen zwischen den beiderseitigen höchsten Hofbeamten. Ich kann natürlich nicht beurtheilen, inwieweit auch hier Fehler gemacht worden sind, davon bin ich aber vollkommen überzeugt, daß hier keinerlei verletzende Absicht bestand. Die vom hiesigen Hofbericht gemeldete Soiree am Montag war, wie ich bestimmt weiß, seit Wochen für diesen Tag bestimmt, die Einladungen waren ergangen, die Veröffentlichung kann hiernach also auch nicht als „Gegencoup" auf die Karlsruher Veröffentlichung angesehen werden. Auch bezeichnete mein Gewährsmann die Mittheilung, daß der russische Hofzug zu einer Fahrt bereit gestellt worden sei, als die Folge einer Verwechselung, indem der Hofzug für das am Montag Abend im Hofzug von dem Zaren gegebene Nachtessen hergerichtet worden sei."

Jedenfalls hat der Darmstädter Hof keine Ursache erhalten, gegen den Karlsruher Hof verstimmt zu sein, denn dieser trägt keine Schuld daran, daß die Liebedienerei des rheinischen „Weltblattes" gegen die mächtigen Gäste am Darmstädter Hofe diesem den schnöden Vorwurf zuschleuderte, er habe die schroffe Antwort auf die Anmeldung des Besuches des Großherzogs von Baden veranlaßt. Um so mehr Ursache aber hat der Darmstädter Hof, empört über das Verhalten der „Kölnischen Zeitung" zu sein. Wenn diese trotzdem mit einem blauen Auge davon kommt und einer Beleidigungsklage entgeht, so dankt sie dies lediglich der Rücksicht, die der Darmstädter Hof seinen Gästen schuldig ist. Diese müßte er in irgend einer Form einer Schuld zeihen, wenn er gegen die „Köln. Ztg." vorgehen wollte, und das verbietet sich natürlich. Deshalb sucht man auch um eine officielle Erklärung in der „Darmstädter Zeitung" herumzukommen. Jedenfalls wird der Karlsruher Hof die Rücksichten würdigen, die man in Darmstadt zu nehmen hat. Ob er aber auf alle und jede officielle Erklärung verzichten kann, ist fraglich. Wenn er es thut und sich damit begnügt, in irgend einer Form durch die „Karlsruher Ztg." erklären zu lassen, er sei davon überzeugt worden, daß der im Hofberichte dieses Blattes mitgetheilten Antwort eine kränkende Absicht nicht zu Grunde gelegen habe, so beweist er damit eine Rücksichtnahme, die ihm in Darmstadt und von den russischen Gästen doch angerechnet werden muß. Die „Köln. Ztg." sorgt übrigens selbst dafür, daß ihr Verhalten bei dem Zwischenfalle im rechten Lichte erscheint. Sie weist nämlich auch, daß die führende französische Presse „mit anerkennenswerthem Tact und würdiger Ruhe" die Sache behandelt und der naheliegenden Versuchung, den Zwischenfall zu Gehässigkeiten gegen Deutschland auszubeuten, sorgfältig aus dem Wege geht. Mit diesem Nachweise vollführt die „Köln. Ztg." eine Selbstzüchtigung, mit der man am Ende auch in Darmstadt zufrieden sein kann.

An dem vollständigen Fiasco der Generalstreikheger in den **belgischen** Grubenbezirken ist kein Zweifel mehr möglich. Die zum 1. November angedrohte allgemeine Arbeitseinstellung, falls die geforderte 15procentige Lohnerhöhung nicht bewilligt würde, entpuppt sich als ein bloßes Einschüchterungsmanöver, das an der entschlossenen, einmüthigen Haltung der Arbeitgeber wirkungslos abprallt. Seitdem es feststand, daß das Gros der Arbeiterschaft sich durchaus nicht in den Generalstreik hineinhetzen lassen wollte, machen die socialdemokratischen Agitatoren aus der Noth eine Tugend, indem sie mit gut gespielter Entrüstung gegen die „infamen Gerüchte der Bourgeoisblätter" protestiren, die von einer socialdemokratischen Generalstreik-Campagne fabelten. Etwas derartiges ist den socialdemokratischen Biedermännern angeblich niemals auch nur im Traume eingefallen; die Arbeiter sind ihrerseits mit den entgegenkommenden Antworten, welche ihre Delegirten seitens der Unternehmer erhalten haben, sehr zufrieden und lassen sich an der von den meisten Werken letzthin bewilligten 5procentigen Lohnaufbesserung genügen. Ohne auf die Friedfertigkeit der Arbeiterbevölkerung Häufer zu bauen, ist dieselbe für den Augenblick doch sicher ernst gemeint. Es geht zum Winter, und da streikt es sich schlecht, wenn man für Weib und Kind zu sorgen hat und keine unbedingt leistungsfähige Streikcasse hinter sich weiß. Das warnende Beispiel des englischen Maschinenbauarbeiterstreiks kommt hinzu, um die belgischen Grubenarbeiter von Generalstreikmucken gründlich zu curiren. Nach den ruhmredigen Prahlartikeln der ganzen continentalen Umsturzjournalistik sollte von den englischen Maschinenbauarbeitern die Sache der Arbeiter in der ganzen Welt verfochten werden, und der Verlauf ihres Ausstandes vorbildlich sein für die Zukunft der internationalen Arbeiterbewegung überhaupt. Jetzt werden die Hetzer aller Orten wohl bereuen, so sehr mit bombastischen Reden um sich geworfen zu haben, denn die Niederlage der englischen Streikaction ist nur noch eine Frage der kürzesten Zeit, und wenn man in Arbeiterkreisen die socialdemokratischen Prahlhänse beim Worte nehmen wollte, so wäre in absehbarer Frist die Hetzaktik vollständig lahm gelegt. Denn wenn selbst die als Streikpraktiker berühmten Genossen jenseits des Canals vor der geschlossenen Phalanx der Arbeitgeber die Waffen strecken müssen, was soll da auf dem Continent werden, wo weder die Organisation noch die Finanzirung der socialdemokratischen Arbeiterverbände auch nur entfernt den Vergleich mit dem englischen Vorbilde aushält. Das Scheitern des projectirten belgischen Generalstreiks steht, wie man sieht, in einem gewissen Zusammenhange mit der für die Hetzer ungünstigen Wendung der englischen Streikfrage.

Vor einigen Wochen wurde aus **England** berichtet, daß Dr. Jameson, der Führer des räuberischen Einfalls in die Südafrikanische Republik mit dem Weiterbau des **afrikanischen** Ueberland-Telegraphen von Nyassaland aus nordwärts nach dem Tanganyka und darüber hinaus beauftragt sei. Jetzt liegen nähere Nachrichten darüber vor. Danach wurde im April d. J. der Bau, der unter Hinzunahme von Grund und Boden des Congostaates bis nach Nyanza weitergeführt werden soll, von Blantyre in Nyassaland aus fortgesetzt; am 20. Juli war man schon 93 Kilometer über das Fort Johnston am Südende des Nyassa hinausgelangt. Am 5. August sind sechs Weiße von Blantyre abgereist, um den Draht zwischen Karonga am Nyassa und dem Tanganyika zu legen. Zweihundert Tonnen Material, die zum Bau von etwa 250 Kilometer ausreichen, sind in Chinde an der nördlichen Mündung des Sambesi Ende Juli eingetroffen; dieselbe Menge wird im August dort erwartet und dürfte ausreichen zur Herstellung der Linie bis zum Tanganyika. Der Major Forbes glaubt, daß der Telegraph den Südpunct des Tanganyika im März oder April nächsten Jahres erreichen wird. Von dort wird er unverzüglich am westlichen Ufer dieses Sees weiter fortgesetzt, um endlich Uganda zu erreichen. Deutschland hat, wie man sich erinnert, im Jahre 1894 Einspruch erhoben gegen den englisch-congolesischen Vertrag, weil in ihm die Verpachtung eines 25 Kilometer breiten Streifen Landes zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Congostaate zu Zwecken des Telegraphenbaues festgesetzt war. Man war aus guten Gründen der Ueberzeugung, daß dadurch die Lage im inneren Afrika zu unseren Ungunsten verändert würde. Auf Deutschlands Einspruch wurde denn auch der auf die Verpachtung bezügliche Artikel des Vertrags gestrichen, und der deutsche Protest trug mit dazu bei, daß der ganze Vertrag nach einem Proteste Frankreichs zu Falle kam. Nun haben sich England und der Congostaat offenbar ganz in der Stille geeinigt, um das Unternehmen in neuer Form doch noch zu Stande zu bringen, denn es ist wohl wenig Unterschied, ob England den betreffenden Grund und Boden in Pacht (à bail) nimmt oder entleiht (emprunte). An Stelle eines offenen internationalen Vertrages hat man unzweifelhaft einen heimlichen geschäftlichen Vertrag abgeschlossen. Die Wirkung ist aber dieselbe, zumal da die von Herrn C. Rhodes geleitete Gesellschaft für den Ueberland-Telegraphen Rechte auf das fragliche Gebiet in Anspruch nimmt, die der Erwerbung der Landeshoheit fast gleichkommen. Der Bau des Telegraphen in der jetzt geplanten Form kann ebenfalls nicht mit den Pflichten der Neutralität und den sonstigen dem deutschen Reiche gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten des Congostaates in Uebereinstimmung gebracht werden, wie es schon in einem Schreiben des Frhrn. v. Marschall vom 9. Juni 1894 hieß. Deutschland wird wohl auch jetzt wieder die Mittheilung nach Brüssel richten müssen, daß es einen entscheidenden Werth darauf legt, unverzüglich von der Stellung unterrichtet zu werden, welche

Feuilleton.

Der Page.

2) Roman von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

Die Schloßfrau rang die Hände. Eine kostspielige Dienerschaft und keine Bedienung! Wie sollte das werden, wenn morgen der Bräutigam mit seiner hochgeborenen Verwandtschaft eintraf? Die aristokratischen Herrschaften würden naserümpfend auf sie herabsehen.

Wo waren die Leute, die hier arbeiten sollten? Wahrscheinlich in der Küche, um sich an den Leckerbissen, die für die hochzeitliche Tafel bestimmt waren, gütlich zu thun. Wo befand sich die Braut, welche hier anordnen und Aufsicht führen sollte?

Im höchsten Grade gereizt, eilte Frau von Monhardt in den Seitenflügel des Schlosses, wo Melanie's Gemächer lagen, und trat unerwartet in deren Boudoir ein. In diesem mit raffinirtem Luxus ausgestatteten Raume hielt sich die junge Dame mit Vorliebe auf, die Mutter war sicher, sie da zu treffen. Sie lag auch wirklich in den schwellenden Atlaskissen ihrer Chaiselongue und war so vertieft in die Lectüre eines Romans, daß sie die Anwesenheit ihrer Mutter Anfangs gar nicht beachtete. Diese mußte sie mehrmals beim Namen rufen, bis sie sich bewogen fand, die gesenkten Lider zu heben, den Kopf ein klein wenig zu wenden und die verdrießlichen Worte auszustoßen: „Laß mich in Ruhe, chère maman." Dann setzte sie die unterbrochene Lectüre fort und nahm keine Notiz mehr von der Anwesenheit ihrer Mutter.

Der Verdruß über so viel häusliche Widerwärtigkeiten, welcher Frau von Monhardt in das Zimmer ihrer Tochter geführt, steigerte sich bei deren auffallender Ungezogenheit bis zur Wuth. Sie vergaß in diesem Augenblick ihre Vornehmheit ganz und gar und verfiel wieder in volksthümliche Manieren und Ausdrucksweisen.

„Du und Dein stumpfsinniger Vater, Ihr bringt mich noch vor der Zeit unter die Erde. Euere Trägheit grenzt ans Lasterhafte. Er sitzt den ganzen Tag in seinen vier Wänden, rührt sich kaum, glotzt in eine Ecke oder zur Abwechslung auf ein schreckenerregendes Bild und überläßt es anderen Leuten, sich an seiner Stelle zu ärgern. Besser gar keinen Mann, als einen solchen! — Du überspannte Gans streckst die faulen Glieder auf dem Sopha aus und wenn es im Hause drunter und drüber geht, so ficht Dich das wenig an. Du blickst von Deiner unnahbaren Höhe auf die häusliche Misere herab, wie eine Fremde, die dem Allen ferne steht, und wenn ich einmal meinem gepreßten Herzen Luft machen will, dann hast Du für meine Klagen nur ein mitleidiges Lächeln. Auf meinen schwachen Schultern liegt die ganze Last allein. Ich muß sorgen, schaffen, ordnen, mit dem widerspenstigen Gesinde kämpfen und wenn dann ein Versehen in der Hausordnung fühlbar wird, bekomme ich Vorwürfe. Es ist abscheulich!"

„Du verstehst nicht, zu befehlen, chère maman", versetzte Melanie in ruhigem, gleichgiltigem Ton, während sie ein Blatt in ihrem Buche umwandte und weiterlas.

„So spricht ein unerfahrener Gelbschnabel", platzte Frau von Monhardt los. „Ich befehle den ganzen Tag, ich wiederhole Alles zehnmal, ich frage eben so oft, ob das Befohlene geschehen ist, und ich soll es nicht verstehen? Es liegt nicht am Befehlen, am mangelnden Gehorsam liegt es."

Melanie legte das Buch bei Seite, warf der Mutter einen bösen Blick zu und entgegnete in schärferem Tone als bisher: „Das ist es ja, was ich meine. Wo nicht recht befohlen wird, wird auch nicht recht gehorcht. Aber wozu Worte verschwenden? Du verstehst mich ja doch nicht und verfällst, so bald Dich etwas aufregt, in Deine plebejischen Manieren zurück, die mir, nimm es nicht übel, in der Seele zuwider sind. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn Du ein bischen auf Dich Acht geben wolltest. Die geballten Fäuste, der grimmige Gesichtsausdruck geniren mich nicht bei einem Höckerweib, die gellende Stimme, die drastischen Redensarten mögen einem solchen wohl anstehen — aber meiner Mutter stehen sie nicht an. Es wäre peinlich für mich, wenn der Graf und seine Familie diese Schwächen gewahr würden. Was sollten sie denken? Du weißt, es sind sehr vornehme Leute!" Sie dehnte die Vorsilbe dieses Prädicats bis ins Unendliche.

Verdruß und Beschämung kämpften bei Frau von Monhardt um die Oberhand.

„Melanie", rief sie in strafendem Ton.

„Lasse mich jetzt in Ruhe", fuhr diese zürnend auf, „Du machst mich nervös."

Wenn Melanie anfing, nervös zu werden, dann lenkte Frau Monhardt ein, um häuslichen Scandal zu vermeiden. Diese Nervosität steigerte sich zuweilen ins Ungeheuerliche, sie artete zuletzt in Wuthanfälle aus, in denen das zarte Wesen alle Gegenstände, deren es habhaft werden konnte, in Scherben zertrümmerte, die kostbarsten Kleider in Fetzen riß und dabei wie eine Besessene tobte.

In Anbetracht dessen fand Frau von Monhardt für gut, sich schweigend zurückzuziehen und die Tochter wieder mit ihrem Roman allein zu lassen. Die letzte Instanz, an die sie sich in ihrer Bedrängniß wenden konnte, war der Gatte. Die Zeit drängte, sie konnte sich und ihm die Unannehmlichkeiten nicht ersparen und beschloß daher, ihn sofort aufzusuchen. Seine Zimmer lagen abseits, auf der Rückfront desselben Flügels, nicht sehr weit von denen seiner Tochter entfernt. Hier herrschte tiefe Stille. Von Haus und Hof drang kein Ton hier ein. Die Fenster gingen auf eine ausgedehnte Wiese, die sich ostwärts bis zum Saum des Eichwaldes erstreckte. Westwärts wurde die Aussicht durch Hügel begrenzt, von deren höchstem Gipfel eine Capelle ins Thal herabschaute. Um ein Gelübde zu erfüllen, erbaute vor vielen hundert Jahren Franz Ritter von Adlershof diese Capelle seinem Schloß gegenüber. Die Abkömmlinge dieses edlen Geschlechts waren im Laufe der Zeiten verkommen, das Schloß kam in Besitz von Emporkömmlingen, Alles war anders geworden, nur die Capelle stand unverändert; zwar vom Zahn der Zeit benagt, morsch und baufällig, aber doch noch brauchbar, um ein uraltes Gnadenbild zu beherbergen und die frommen Seelen aus der Umgegend unter ihrem Dache aufzunehmen. Eine Menge Sagen und Legenden knüpften sich an dieses Fleckchen Erde, verliehen dem Hügel eine gewisse Weihe und erstreckten sich auch auf das Quellwasser, das unweit der Capelle entsprang, über Steingeröll jäh abwärts stürzte und sich am Fuße des Hügels in den Bach ergoß, der die Räder der Capellmühle trieb. Von dieser Seite des Schlosses bot sich dem Beschauer ein Blick in das friedliche Leben der Natur. Menschen sah man zumeist nur aus der Ferne, Dorfbewohner, die nach der Mühle gingen, oder Andächtige, die den Hügel erstiegen, um in der Capelle zu beten, dann aus der Quelle Wasser zu schöpfen, oder von den am Ufer sprossenden Kräutern zu pflücken, um Heiltränke für Menschen und Vieh daraus zu brauen. Nur zur Zeit der Heuernte war es lebendig auf der Wiese, nachher wurde dieselbe kaum noch von einem menschlichen Fuße betreten. Wer ein Herz für die herrliche Schöpfung Gottes und für seine Geschöpfe in Wald und Flur hatte, der fand Ergötzen an dem Anblicke der bunten Vögelein, die durch die Lüfte schwirrten oder auf schwankenden Zweigen sich wiegend ihre Lieder sangen. Hier und da huschte ein Eichhörnchen durch die Wipfel der Bäume oder ein Rudel Rehe kam gegen Abend zum Waldessaume, um zu äsen. Ein sinniges Gemüth mochte sich daran ergötzen, der Schloßherr kannte dergleichen Empfindungen nicht. Die Aussicht war ihm gleichgiltig. Er suchte nur Ruhe, d. h. Geräuschlosigkeit, und da er in dem weiten Bau keinen stilleren Winkel finden konnte, so schlug er hier seinen Sitz auf, entfernt von Allem, was ihn störend an das geschäftige Treiben der Welt erinnerte.

Die Einrichtung der Zimmer machte einen düsteren Eindruck. Schwere Gardinen von dunkelgrünem Seidenstoff dämpften das eindringende Licht. Grabesähnliche Ruhe und unheimliches Dämmerlicht lagen über dem Raum, in dem sich Herr von Monhardt vorzugsweise aufhielt. Dunkelrothe Sammettapeten bedeckten die Wände. Der Plafond war im Geschmack des vorigen Jahrhunderts mit vergoldeten Stuckarbeiten überladen. Baubackige Amoretten, Füllhörner tragend, machten Miene, die anwesenden Sterblichen mit den darin enthaltenen Schätzen zu überschütten, und diese lachenden Genien, die Zeugen einer üppig heiteren Zeit, paßten wenig zu dem finsteren Ernste, der die übrige Einrichtung kennzeichnete. Die Möbel von Rosenholz waren kostbar, auch bequem, aber keineswegs dem Auge gefällig. Ebenso wenig konnte sich der Blick an den Bildern erfreuen, welche in schweren Goldrahmen die Wände zierten, sie vergegenwärtigten nur Schreckensscenen zu Wasser und zu Lande und beriethen trotz ihres hohen Kunstwerthes unangenehm. In der Mitte des Zimmers stand ein massiver, runder Tisch. Ein großer Globus, Land- und Seekarten, Compaß, ein Fernglas, Cursblätter, Bücher über Land- und Völkerkunde, aus- und inländische Zeitungen lagen darauf bunt durcheinander und unter diesen merkwürdiger